

Die Neue Welt.



Illustriertes Unterhaltungsblatt für das Volk.

№ 50.]

[1876

Erscheint wöchentlich. — Preis vierteljährlich 1 Mark 20 Pfennig. — In Heften à 30 Pfennig.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Im Banne Mammons.

(Fortsetzung.)

So schlimm hatte sie sich's doch nicht gedacht, die arme Gertrud. —

Wohl war ihr Gemahl in den vier Wochen, während welcher sie nun verheirathet waren, gegen Ludmilla ausgesucht artig gewesen; aber er war ja das Muster eines „Mannes von Welt“, er pflegte stets außerordentlich höflich zu sein und hatte sich auch früher schon im Verkehr mit Ludmilla so gezeigt. — Aber doch seit jenem Abende im Opernhause! —

Es kam ihr nun alles zu Sinn, wie zärtlich ihr Gemahl war, wenn er nachts in munterer Champagnerlaune von fröhlichen Banquets, aus Zusammenkünften mit seinen Freunden heimkehrte, — wie auffallend kühl aber zuweilen, wenn er sich geschäftig ankleidete, um, wie er sagte, einen nothwendigen Gang zu machen.

Wie? War es wirklich möglich? Sollte es wahr sein, was die bleiche Frau Margentheim seit dem ersten Tag wußte, an welchem ihr der „feine Mann“ von der Verlobung Gertrud's mit dem Grafen erzählt, — sollte dieses edle, schöne Mädchen, dieses Bild reinsten Unschuld und Tugendhaftigkeit, sollte sie das Weib eines charakterlosen Wüßlings geworden sein? —

Die Menschen beten zu Gott, er möge die Unschuld beschützen, denn die Unschuld ist ja das schönste Kind, welches vom Himmel stammt; aber der „liebe Gott“, den die Pfaffen so gern preisen, scheint es sich zum Plaisir zu machen, grade dieses wehrlose Engelsbild, die Unschuld, so oft in die Krallen schwarzer Teufel fallen zu lassen.

Schweigt mir vom „lieben Gott“. —

Gertrud zuckte zusammen, als sie sich bei jenem Gedanken ertappte, daß nicht allein der Vater, daß am Ende auch der Graf mit ihr ein schändlich Spiel getrieben, — dieser Graf, der in der glanzvollsten Gesellschaft mit ihr geprahlt, der „liebenswürdige“ gegen sie gewesen wie kaum ein Anderer — außer Einem. — Aber das war eine andere Liebenswürdigeit, die Liebenswürdigeit dieses Einen.

Dieser Graf, der ihr unter so heißen Schwüren gestammelt, daß er sie nie habe vergessen können, daß sie sein angebetetes Lieb sei, und sein „kleines, reizendes Weibchen“ werden müsse; — dieser Graf — — —

Aber doch! — Es war ja alles so auffallend schnell gegangen, — sie hatte ja den Grafen nach den früheren Tagen, wann sie sich öfter begegnet, kaum wiedergesehen, — und er wollte sie doch besitzen, — er war sogar fast aufdringlich gewesen bei den ersten erneuten Begegnungen, Seine Erlaucht, der Graf, der sonst das „Muster eines Mannes von Welt“ war, — und jener Abend, an welchem Ludmilla Gertrud zur Oper abgeholt, — Sie wußte kaum, wie sie in die Equipage des Grafen gekommen, — und dann die Heimfahrt, — und dann endlich die Schuldverschreibung des Vaters, und das „Ja“ im letzten Augenblick, als kräftige Tritte sich der Thür näherten. — — — Sie war ja gar nicht zur Besinnung gekommen, sie hatte ja fortwährend wie in einem Zustand der Betäubung dahingelebt. —

Und Ludmilla, die „beste Jugendfreundin“? —

Ja, es ist wahr: man darf sich wundern, daß sie so plötzlich, nachdem sie seit dem Sturze seines Vaters so lange nichts von sich hatte hören lassen, dich mit ihrem Besuche beehrte.

Die Tochter des Geheimraths war lange nicht mehr das naiv-heitere, unerfahrene Mädchen, als welches sie Gertrud früher gekannt; sie war so ein Wesen geworden, wie es eben nur im Sumpf und in der Atmosphäre einer Weltstadt zu gedeihen vermag. Sie hatte gleich ihrer Freundin Gertrud den reichen Grafen Fritz von Feldersberg schon seit langem kennen gelernt, — d. h., was man im gewöhnlichen Sinne kennen lernen nennt. Er hatte sich ihr von der vortheilhaften Seite gezeigt, welche die Welt am leichtesten wahrzunehmen pflegt, von welcher sie sich am schnellsten blenden läßt. Ein hevalereskes Aeußere und jene geschliffene Freiheit des Benehmens sind Eigenschaften, die in den Salons der „vornehmen Welt“ gar schwer in die Waagschale fallen.

Ludmilla wußte nicht, ob sie den Grafen liebte; aber jene Vorzüge, zu welchen sich noch der eines großen Besitzes gesellte, machten ihr ihn begehrenswerth.

Begehrenswerth — denn einen Mann sein zu nennen, an dessen Arm man sich stolz präsentiren kann, — darauf läuft bei den Töchtern reicher Leute, die in großen Städten mehr als anderswo auf äußeren Prunk und Glanz Gewicht legen, alles Denken und Fühlen hinaus.

Auch die Seele dieses schönen Mädchens wurde von jenem

häßlichen Egoismus ganz und gar beherrscht, in welchem das Grundübel unsrer Zeit besteht: um jeden Preis erst ich, — dann die Andern; damit ich lebe, darf ich das Lebensglück der Andern mit kalter Hand zertrümmern. —

Dieser frevelhafte Egoismus hatte Ludmilla nach langem Zögern auch wieder in das Haus des heruntergekommenen Banquiers Reinhold Margentheim geführt.

Graf Fritz von Feldersberg war mit Gertrud verlobt, das hatte man Ludmilla gesagt. Ob Seine Erlaucht Ludmilla wirklich liebte oder nicht — gleichviel. Ludmilla mußte sich, wollte sie nicht alle ihre Pläne aufgeben, ein Mittel zu verschaffen suchen, welches ihr möglich machte, dem Grafen immer näher zu kommen. —

Das könnte als ein toller Gedanke erscheinen, und man dürfte meinen, Ludmilla würde plötzlich ihre Absichten vergessen, ihren Plänen entsagt haben. Aber die Tochter des Geheimraths war eben ein Mädchen, das in dem Treiben der Weltstadt groß gewachsen; sie kannte manche Analogien, bei welchen derselbe Plan, welchen sie jetzt faßte, zur Verwirklichung gelangt und erfolgreich gewesen war, und dazu sagte ihr eine leise Stimme in ihrem Innern, daß der Graf Gertrud nicht aus inniger Neigung des Herzens, sondern nur geblendet von ihrer Schönheit zur Frau begehre. Die Schönheit aber verfliegt, und Männer wie Fritz von Feldersberg — in dieser Beziehung kannte ihn Ludmilla! — sind nicht der Art, sich von einer Schönheit fesseln zu lassen.

O, die Mädchen reicher Leute in großen Städten wie Berlin, sind oft zum Erschrecken klug und scharfsinnig! —

Ludmilla hatte ein vortreffliches Mittel gewählt, um stets mit dem Grafen in engster Verbindung zu bleiben: dadurch, daß sie die Jugendfreundschaft mit Gertrud in scheinbarer alter Herzlichkeit erneuerte, war es ihr möglich, dann ohne den „guten Ton“ zu verletzen, oft, recht oft im Hause der Neuvermählten ein und aus zu gehen.

Und sie kam recht oft; sie hatte sich fast einen Tag um den andern eingestellt.

Bisher hatte Gertrud den Artigkeiten, die Ludmilla von ihrem Gemahl erwiesen wurden, wenig Aufmerksamkeit geschenkt. Seit jenem Abend im Opernhause war es anders. Mit Mißtrauen blickte sie nun auf die Freundin, und es ging ihr wie ein Stich durch's Herz, wenn nachmittags ein Uhr — seine Erlaucht pflegte um diese Stunde stets zu Hause zu sein — die Equipage des Geheimraths vor ihre Wohnung rollte.

Was aber das Schlimmste war: nun dämmerte es erst der armen Gertrud auf, daß sie selber doch treulos gewesen. Wenn auch dann und wann der Gedanke, Johannes habe sie, weil er von Hamburg aus nur ein einziges mal von sich hören ließ, vernachlässigt, sie eines andern belehren wollte, so dachte sie jetzt an Dies und Das, was den Geliebten hätte verhindern können. Dann sah sie ihn, wie er sich nach ihr sehnte, wie heiß sein Herz ihr entgegendrängte, sah ihn mit trübem Blick mechanisch seine Zeichnungen ausführen, — sie sah ihn mit gebrochenem Herzen, — gedachte sein wie eines Verstorbenen. —

Sie sollte des betrogenen Geliebten aber noch ganz anders gedenken. — — —

Aus der Thür des Hauses, welches Reinhold Margentheim bewohnte, trug man eines Februartages — es waren noch nicht vierzehn Tage seit dem Silbstrptionsball im Opernhause vergangen — einen Sarg, und darin lag ein stilles, bleiches Weib, das genug gebuldet des Elends, welches die Erde so reichlich hat, — Frau Margentheim war für immer eingeschlummert. Sie hatte es ja gewußt, wieviel ihre Tochter, ihr einziges Kind, werde erdulden müssen, — und sie hatte keinen Trost, geschweige denn Hilfe für sie. — Der Kummer um die Zukunft Gertrud's und der Gram über das nur noch verschwenderischer werdende Leben ihres Mannes, der ja nun der Schwiegervater des reichen Grafen war, hatten ihr das Herz gebrochen. Wenn sie der Tochter noch alles hätte sagen können, bevor sie starb! — Aber wenn sie auch wollte, so hätte sie es Gertrud doch kaum sagen können; denn wenn die Gräfin von Feldersberg auch fast täglich bei ihrer Mutter Einkehr hielt, so war sie doch jedesmal gar bald wieder

entschlüpft. Sie schien sich ja auch so wohl zu befinden, die muntere Gertrud. Dann, nach jenem Ballabende, hätte sie auch gern ihr wahres Wesen gezeigt, hätte sie der Mutter gern ihre Gedanken, ihr wachgewordenes Mißtrauen, ihre Reue gestehen mögen; aber sie wollte und durfte die Mutter ja nicht voreilig beängstigen, — die stille, bleiche Frau sah ja schon so angegriffen und krank aus.

Und nun, nun würde sie ihr doch gern alles gesagt haben, — ihr ganzes Herz wollte sie ihr ausschütten; aber die todte Mutter konnte ihr armes Kind nicht mehr hören. —

Als die Trauergäste das Haus verlassen und der Vater mit ihnen gegangen, blieb Gertrud noch für ein Stündchen in dem Zimmer, worin die Verbliebene täglich gewesen, um still ihrer zu gedenken; dann sollte die Equipage kommen und die Gräfin von Feldersberg nach Hause bringen.

Dort hatte die arme Mutter täglich an dem kleinen Fenstertischchen gesessen, und hatte sich die Augen fast blind genäht und — geweint; da hatte Gertrud an ihrer Seite einen schönen Traum geträumt, — da war sie fürchterlich daraus erwacht. Auch heute standen frische Blumen auf dem Tisch: die Trauergäste hatten sie gebracht, — eine dicke Thräne sank aus Gertrud's schon ganz verweinten Augen darauf nieder.

Man sieht so viele Leichenwagen durch die Straßen fahren, die Todten werden schnell auf den Friedhof gebracht, und die Menschen gehen rasch vorüber, und nur selten denkt Jemand in der großen Stadt daran, wie viel Schmerz und Weh mit diesem Sarge in's Grab sinkt, wie viele tiefe, peinvolle Wunden der eine Todesfall geschlagen. Das laute Leben rauscht ruhig weiter, als wäre nichts geschehen, als ob kein offenes Grab wieder höhnte das kleinliche Treiben und allen Stolz der Menschen, — allen nutzlosen Tand und Flimmer des Erdenbaseins. Auch heute dachte wohl Niemand, welch' ein glanz- und lummervolles Leben mit dem der Frau Margentheim zu Ende gegangen, welch' tiefer Schmerz ob ihres Todes das Herz der armen Gertrud zerriß. — O, wie sehr sie ihn fühlte, diesen Schmerz! —

Hier, diesen Fingerhut will die liebende Tochter noch nehmen, und diese Scheere noch, — dieses Trennmesserschen und auch diese Nadel, welche die Todte zuletzt in der Hand gehabt. —

Sie seufzt recht tief auf, die arme Gertrud, und das Herz ist ihr bellommen, wie einem kleinen Vöglein, das man grausam aus dem Neste gerissen, und dem man Sonnenschein und Blumen-duft entzogen, um es in einem engen Drahtkäfig gefangen zu setzen. — Auch das letzte Wesen hatte sie nun verloren, dem sie noch sagen konnte, was ihr Herz fühlte, was ihrer Seele Kummer war. —

In trüben Gedanken war sie an des Vaters Schreibsekretär getreten, — der Schlüsselbund hing daran. Herr Margentheim mußte ihn heute vergessen haben; denn er pflegte ihn sonst stets vorsichtig abzugeben. Sie wußte nicht, warum sie die zum Schreiben dienende Platte heruntergleiten ließ, — vielleicht suchte auch hier ihr Herz Reliquien der theuren Entschlafenen.

Briefbogen, leer und beschrieben, lagen darinnen wirt durcheinander, — Rechnungen und Papiere aller Art. Das Streusandfaß ist umgefallen. — Wie in Träumen und mit dem natürlichen Ordnungssinn des Mädchens sucht Gertrud unwillkürlich den Sand wieder zusammenzufügen und das Gefäß zu füllen. Sie schiebt einige der umherliegenden Papiere zurück; während dessen rollen einige lose dazwischen liegende Briefe ihr entgegen. Sie hätte dieselben zweifelsohne wieder theilnahmslos zurückgelegt, — ja, sie will es eben thun. — —

Aber wie kommt denn auf diesen Brief der Name „Fräulein Gertrud Margentheim“, — warum, — warum? —

Eine schreckliche Ahnung stieg sofort in der Seele der Armen auf, — sie hebt den Brief empor, sie hält ihn dicht vor die Augen, — da liegt noch einer, — und da noch einer, sie tragen allesamt von der gleichen Handschrift dieselbe Adresse und den Poststempel „Hamburg“. — —

Gertrud sucht in fiebernder Hast weiter, — sie schiebt alle die Bogen zurück: — eins, zwei, drei, vier, fünf, sechs, — sechs Briefe noch; die anderen hatte Herr Margentheim verbrannt.

die übrig gebliebenen in seiner stets zunehmenden Nachlässigkeit rasch in den Schreibsekretär geworfen. — Großer Gott! — Man hat dich betrogen, Gertrud, man hat dich betrogen! —

Ist's Schmerz, ist's Zorn, was jetzt durch alle ihre Nerven bebt und das Blut rasend durch die Adern treibt? —

Horch! Da rollt draußen wieder eine Equipage, — sie hält still. — Wie damals ist's, als sie Ja sagen sollte, — und, ach, da sie Ja sagte im letzten Augenblick. —

Geschwind, Gertrud! Fasse dich! Du hast dich schon oft selbst überwinden müssen.

Geschwind, den Hut und den Pelz! — Jetzt tritt er ein, Seine Erlaucht, — jetzt will er deinen Arm, um dich zum Wagen zu führen. —

Zum Glück ist es nicht der Graf, sondern der alte Margentheim, der sie abholt. Einen Augenblick steht Gertrud noch still, einen unbeschreiblichen Blick auf den Eingetretenen werfend, als wolle sie ihm den ganzen schmerzlichen Zorn ihrer Seele in's Gesicht schleudern. — Aber er ist ihr Vater, — und bebenden Schrittes geht sie weiter und steigt in die Kutsche, gefolgt von dem Vater. Sie sagte nichts. Und der Herr Banquier Reinhold Margentheim, er war ein kluger Mann. —

Achtes Kapitel.

Man erzählte sich im engeren Freundeskreise des Grafen Fritz von Feldersberg, daß dieser durch mißglückte Unternehmungen, an denen er sich mit bedeutendem Kapital theilhaftig hatte, große Verluste erlitten.

Von diesen Verlusten wußte Gertrud noch nichts; aber es erregte ihre Verwunderung, daß der Graf in letzter Zeit mit der Regulirung kleinerer eingelaufener Rechnungen, auf welche er sonst sofort Zahlung zu leisten pflegte, immer säumiger geworden.

Doch der Graf besaß ja ein bedeutendes Vermögen, — eine bloße Nachlässigkeit war's vielleicht, die ihn hinderte, seinen Verpflichtungen sogleich nachzukommen, — so suchte sich Gertrud zu beruhigen.

Denn sie wäre ja ohnmächtig geworden nur bei dem Gedanken, mit diesem Manne ein armselig Loos theilen zu müssen, mit dem Manne in Dürftigkeit zu leben, der sie nicht liebte, der sie nur als Opfer eines schändlichen Betrugs erworben.

Das Herz eines Weibes vermag viel, und Gertrud hätte sich wohl am Ende ausöhnen können mit dem Gedanken, auch mit diesem Manne in Tagen der Armuth zu dulden und zu leiden. —

Dann hätte aber kein Johannes Sollmans leben müssen, an dem die Frau des Grafen noch hing mit ihrer ganzen Seele, — kein Johannes, den sie treulos verlassen, — kein Johannes, der vielleicht in Schmerz sich verzehrte und ihr fluchte. —

Ihr fluchte. — Ja, so dachte sich jetzt Gertrud den betrogenen Geliebten; sie wußte ja, wie sehr er sie geliebt, — daß ihr Treubruch ihn aus dem Paradies in die Hölle gestoßen.

Wie sie es nur anfangen sollte, ihm zu sagen, daß man mit ihrem Herzen Schacher getrieben, daß man sie verkauft, daß man ihr gelogen und heimtückisch die Wahrheit verhüllt, — daß sie schuldlos? —

So dachte die arme Gertrud seit dem Tage, an welchem ihre Mutter begraben worden war, fast jede Stunde.

Aber, „schuldlos“? —

Hätte sie nicht selbst eingewilligt? — Hätte sie nicht Stand halten, nicht dem Drängen des Vaters doch widerstehen müssen, auch wenn es wahr gewesen wäre, daß Johannes während der ganzen Zeit seiner Abwesenheit nur wenige Zeilen an sie gerichtet? —

Jawohl, Johannes konnte doch krank gewesen, er konnte durch vieles Andere verhindert worden sein! —

Aber jener glanzvolle Abend bei den alten Freundinnen, — der Schuldbrief, und die Mutter, die Mutter! — Durfte ich sie dem Elend überlassen? —

„Ich bin unschuldig!“ „Nein, ich bin schuldig!“ — Zwischen diesen beiden Urtheilen schwankten die Gedanken Gertrud's tagelang

hin und her; — o, es waren furchtbare Gedanken, die ihr Inneres zerrissen. —

Gertrud sollte noch mehr, noch viel mehr gepeinigt werden.

Eines Tages sah sie an der Seite ihres Gemahls einen fremden, ehrwürdig aussehenden Herrn in das Zimmer des Grafen treten. Sie hatte diesen Mann noch nie gesehen, — und doch war dieser Mann der Vater Fritz von Feldersberg's.

Während des Gesprächs der Beiden befand sich Gertrud in einem Nebenzimmer, — nicht, um zu lauschen. Denn es mußte ja einer der vielen für sie gleichgiltigen Besuche sein, die der Graf täglich empfing, zu denen auch der heutige gehörte. —

Aber hätte sie sich's nur wegleugnen können, was sie nichtsdestoweniger hören mußte! Sie sträubte sich, es zu glauben, sie wollte sich einreden, in einer Täuschung befangen gewesen zu sein, — aber sie ließen sich nicht ungehört machen, die Worte, welche laut aus dem Munde des alten, fremden Herrn geklungen:

„Die Tochter eines heruntergekommenen Banquiers hast du geheirathet, eine Bürgerliche, unwürdig unseres Stammes! — Fritz, Fritz! Die Güter deiner Ahnen werden nicht für dich sein!“ —

War es möglich? —

Sollte der alte Graf Friedrich von Feldersberg vorher wirklich nichts von der Verbindung seines Sohnes gewußt haben? — Freilich, in dem fortwährenden Taumel, worin sie sich befand, hatte Gertrud nicht viel nach dem Vater des Grafen gefragt, — der wohnte ja auch fern in Posen.

Aber es waren doch so viele fremde, vornehme Herren und Damen bei der Hochzeit gewesen, und Adlige waren in Fülle dabei. — Richtig! Jetzt erinnerte sie sich: man hatte gesagt, der alte Graf sei durch Krankheit genöthigt, fern zu bleiben. —

In einer Stadt wie Berlin jagen sich die Tagesereignisse viel zu sehr, folgt eine Neuigkeit zu schnell der andern, als daß das, was heute die Aufmerksamkeit erregt, morgen noch der Gegenstand von Reflexionen sein könnte.

Das war auch dem Plane des Grafen Fritz von Feldersberg zu statten gekommen. In Wahrheit dachte der erlauchte Herr ja durchaus nicht daran, sein Leben an das der armen, mittellosen Gertrud Margentheim zu knüpfen, — nur den Honig wollte er trinken von ihrem Munde; die junge, frische Rose kniden, — weiter nichts. — Es sollte eine jener kurzen Ehen werden, die so oft in Weltstädten geschlossen werden, die man aber von Anfang an mit dem Bewußtsein eingeht, sie wieder zu lösen. —

Bei der Verlobung des Grafen mit einer Bürgerlichen, noch dazu mit einem so armen Mädchen, wie es Gertrud Margentheim war, hatten diese und jene die Köpfe zusammengesteckt und die Häupter geschüttelt; auch an der Abwesenheit des Vaters am Hochzeitstage hatte man Anstoß genommen. Aber der Graf heirathete nun einmal Gertrud, es ging alles durchaus formenmäßig vor sich, — und dann verwischten neue Ereignisse das Geschehene. Man hatte nie von einer Störung dieser Ehe erfahren; der Glanz und der Prunk des äußeren Lebens verbarg den wahren Kern der Sache, — und die intimeren Freunde Fritz von Feldersberg's wußten ja recht gut um diesen Kern, — wußten, um was es sich bei der ganzen „famosen Geschichte“ handelte: — „Fritz, du hast einen famosen Fang gemacht!“ — Es war nur ein Offiziersplaisir.

Für Gertrud aber konnte es nun keine entsetzlichere Wahrnehmung geben, als die, daß sie, die man fast mit Zwang in dieses Haus geführt, darin nur geduldet sei, — nur dieselbe Stellung einnehme, wie eine Sklavin im Harem des Sultans, wie eine Blume, deren Duft man athmet, an deren Schönheit man sich erquickt, die man aber, wenn ihre Blüthe vorüber, auf die Straße wirft. —

„Laß mich von dir gehen, — fliehen laß mich!“ — hätte Gertrud, nachdem sie jenes Gespräch vernommen, ihrem Gatten zurufen mögen. „Es wartet Einer, der meiner bedarf, — dessen Schmerz ich heilen, dessen Zorn ich besänftigen muß! — Laß mich von dir gehen!“ —

Aber das durfte sie ja nicht sagen! — Durfte er überhaupt wissen, daß sie sein Gespräch mit dem Vater gehört? — Würde er

nicht sofort Argwohn schöpfen, daß sie die Lauscherin gespielt, — würde er nicht dadurch mit Recht sein jetzt ohnehin schon zuweilen so kurz angebundenes Benehmen noch verschärfen? —

Ludmilla hatte keine Ahnung von dem, was in der Brust ihrer „Freundin“ vorging. Wenn sie auch noch so oft wie bisher ihre Besuche bei Gertrud wiederholte, so war diese noch ganz das stille, genügsame Wesen, als welches sie immer den anderen ihres Standes ein Vorbild sein konnte, — sie wagte keinen Groll auszudrücken, sie wagte nicht, sich zu beklagen; kaum, daß Ludmilla eine gewisse Zurückhaltung im Verkehr Gertrud's mit ihr wahrzunehmen vermochte.

Eine der reichsten Berliner Familien gab am 15. März ein Ballfest. Unglücklicherweise hatte man den „feinen Mann“ Herrn Banquier Reinhold Margentheim nicht dazu geladen. Aber Seine Erlaucht der Graf Fritz von Feldersberg nebst Gemahlin war anwesend.

In dem auf das prächtigste ausgestatteten Saale wogten die Tanzenden hant durcheinander, während man in den Nebensälen sich entweder in zwanglosem Geplauder erging oder die Erquickungen an den reichbesetzten Buffets genoß.

Der Geheimrath von Ennsbeck hat seine alten Freunde getroffen, und sein feistes Gesicht lacht in allen Spielarten, wie er



Robert Blum. Originalzeichnung. (Seite 500.)

bei der vollen Flasche mit ihnen von vergangenen Tagen spricht. Er ist eine ehrliche, biedere Haut und hat kaum ein Auge auf Ludmilla, die sich ebenfalls unter den Gästen befindet und eben mit einem reizenden Lächeln von der Seite Gertrud's hüpfte, um mit dem Grafen den folgenden Tanz zu beginnen. Seine Erlaucht macht noch eine höfliche Verbeugung gegen seine Gemahlin, und dann wirbelt das schöne Paar in die Mitte der Tänzer.

Gertrud hat sich auf eine weiche Rundbank niedergelassen, über welche eine kurze Palme die Fächer ihrer Blätter breitet, und befindet sich bald in lebhafter Unterhaltung mit dem Sohne des Hauses. Für die nächste Tour wird sie von diesem engagirt. —

Die Musik schweigt und die Paare wandeln wieder in die Nebensäle herein, während dessen im Ballsaal noch Einzelne

zwanglos auf und niederschreiten. — Nun beginnen von neuem die Trompeten, Flöten und Geigen, — ein Strauß'scher Walzer war's: „Du und du.“ —

Gertrud und der Sohn des Hauses sind Arm in Arm in den Saal gegangen und mischen sich unter die wogenden Paare. Die Gräfin sollte eigentlich heute noch nicht tanzen, denn es sind kaum fünf Wochen nach dem Tode ihrer Mutter. Aber die Leute haben sich nicht viel um die stille, bleiche Frau bekümmert, und von all' den Anwesenden denkt wohl kaum einer daran, daß sie gestorben. Der Graf am wenigsten, — er hatte ja Gertrud noch ganz besonders gebeten, ihn zu diesem Ballfest zu begleiten. Da hatte sie nachgegeben.

Man sieht es der schönen Gertrud nicht an, wie sie so leicht

und sorglos am Arme des jungen Mannes über den glatten Parquetboden des Saales dahinschwebt, welchen Kummer sie im Herzen trägt, und auf dem während der letzten Zeit etwas bleich gewordenen Antlitz scheinen sich, durch die Erregung des Tanzes hervorgerufen, die Rosen der Freude zu malen. Aber wenn man genau hinschaut, kann man wahrnehmen, daß unter den gesenkten Lidern ihrer blauen Augen eine leise Schwermuth sich birgt. —

Jetzt ist der Walzer zu Ende, und etwas erhitzt von den raschen Bewegungen, läßt sich Gertrud am Arm ihres Tänzers aus dem Ballsaale geleiten, — nicht in einen der kleinen Nebensalons.

Dort, am Ende des Ballsaals, wo die beiden hohen Flügelthüren sich öffnen, befindet sich in etwas tieferer Lage der zweite, sehr große Saal, welchen man durch Blumen und allerlei Laub-



Der Christbaum der Vögel in Norwegen. (Seite 500.)

zierden in einen grünen, duftigen Garten verwandelt hat. Das milde Licht blauer, von der Decke herabhängender Ampeln und vieler bunten, sich hinter dem Guirlandenschmuck hier und da verbergenden Lampens nimmt die Seele der Eintretenden zauberisch gefangen. Man steigt einige Stufen hinab; dann hat man den Garten betreten.

O, hier ist's kühl und süß, und Gertrud athmet tief auf. — Am Arm ihres Begleiters wandelt sie zwischen den hohen,

blühenden Oleanderbäumen und den künstlich gebildeten, von rauschenden Springbrunnen mit glitzernden Perlen besetzten Grotten hin.

Was sie dachte, als sie so, das Haupt leise zur Seite geneigt, weiterschritt? —

Vor ihren Blicken tauchte wieder das Bild Admilla's auf, die auch heute als die Königin des Abends strahlte und sich der größten Aufmerksamkeiten von Seiten des Grafen erfreute. Schon

einigemal hatte er mit ihr getanzt; auch erschien es Gertrud auffällig, daß ihr Gemahl vorhin sich so lange mit dem Geheimrath von Eunsbeck unterhalten, während er doch sonst die jüngeren Freunde zu suchen pflegte —

Nur einige Paare begegneten den ruhig Dahinschreitenden noch; die anderen waren drinnen bei dem Lärmen der Gäste, — gedämpfte Stimmen drangen nach dem Promenaden-saal heraus.

Ihr Begleiter richtete dann und wann ein Wort an die schöne Gräfin, — aber diese antwortete nur zerstreut. Eine Unterhaltung war mit ihr heute nicht anzuknüpfen.

Die Umgebung, das Plätschern der Springbrunnen, die rothen Blüthen der Oleander und die vielen anderen Blüthen, welche zwischen den grünen Blättern der hohen Pflanzen hervorquollen, — die aus dem Grün der Guirlanden laufenden, tausend bunten Knospen, das Ganze von dem magischen Licht der blauen Aepeln und der Lampions übergossen, dies Alles schien Gertrud's ganzes Interesse in Anspruch zu nehmen. —

Man hörte, wie drinnen die Violinen wieder zu spielen begannen. Eiligen Schrittes gingen die vor den beiden Dahinschreitenden in den Ballsaal zurück. Auch Gertrud konnte bemerken, wie ihr Begleiter in höflicher Weise sie daran erinnerte, daß es Zeit sei, wieder hinein zu gehen.

„Bitte, lassen Sie mich, Herr Heidloff! Diese Kühle thut mir so wohl!“ sagte Gertrud mit einem erzwungenen, leisen Lächeln, und nach einer artigen Verbeugung lehrte Herr Heidloff in den Saal zurück. Er hatte für den folgenden Tanz bereits wieder eine der Damen engagirt und mußte nun eilen, diese aufzufordern. — Wenn man „der Sohn des Hauses“ bei einem Berliner Ballfest ist, hat man so viel zu thun, um die Liebenswürdigkeit der Familie in das hellste Licht zu setzen.

Ja, es war Gertrud wohl und süß. — Langsamem Schrittes wandelte sie weiter. —

Was das für eine prächtige Grotte ist, da, wo der Schall Amor in violetter Beleuchtung vor dem mit lieblichen Schlingpflanzen bewachsenen Felsen schießt! — Auch ein Springbrunnen ist dabei, — und wie fröhlich, wie munter der plätschert, wie die glitzernden Perlen in der Grotte spielen und den Fels benetzen, als wollten sie ihn necken, jenen verliebten Schall! — Da mag sich's süß ruhen, gar süß! —

Und Gertrud ist im Begriff, unter dem Laubzweig hindurch in die Grotte zu treten und dem lauschigen Plätzchen sich zu nähern. —

Aber, wie? — Klang es da nicht gleich dem Flüsterton eines heimlichen, still vertrauten Gesprächs heraus, — strahlt da nicht ein dunkles, feuriges Auge in seliger Wonne, und stutthen dort nicht läppige, tiefbraune Locken auf einen marmorweißen Nacken hernieder? —

Und einen Augenblick ist's Gertrud, als stände sie in jenem Neben-saal im Opernhause, wo sie damals ihren Gemahl an der Seite ihrer „besten Jugendfreundin“ geschaut. — Sie streicht hastig mit der Hand über die Stirn. — Ist's Traum? Ist's Wirklichkeit? —

Nein, — das ist keine Täuschung; — hörst du nicht, wie süß es flüstert? — Und schimmert dort nicht ein violettes Kleid? —

Aber das mag der Widerschein des glänzenden Amorbildes sein. — Nein, Gertrud, nein! Es ist kein Widerschein, kein Widerschein! —

Du weißt es wohl, warum du unwillkürlich näher getreten, warum es dich willenlos in das duftige Laubgewinde hineingezogen, wo das milde, violette Licht dein bleich gewordenes Antlitz übergießt, — nein, Gertrud, es ist kein Widerschein. —

Dort ruhen sie, trunken Auge in Auge getaucht, glühend Brust an Brust gelehnt, und um die weißen Schultern schlingt sich ein kräftiger Arm, und eine von schimmernden Ringen strogende Hand wühlt in den stuthenden, läppig herniederwallenden Locken, — Gertrud, o Gertrud! Es ist kein Widerschein! —

Und doch! — Ein Widerschein von Allem, was das Herz der Armen bisher bewegt, von Allem, was ihr keine Ruhe läßt bei Tag und Nacht! — Und sie ist wieder beim Ball im Opernhause, — sie sieht Ludmilla zur Thür hereinhüpfen, fast täglich,

— zur Thüre ihrer Wohnung; — sie sieht die ehrwürdige Gestalt des alten Grafen: „Fris, Fris! Die Gitter deiner Ahnen werden nicht für dich auf der Erde sein!“ — Sie fühlt es nun recht merkbar, wie kalt, wie rücksichtslos kalt das Benehmen des Grafen so oft gegen sie gewesen, — und dann sieht sie einen armen, armen Menschen, dem man seine treue, reine Liebe so schändlich gelohnt, — sie sieht ihn zusammenbrechen über dem Zeichenbrett, — halb wahnsinnig vor Zorn und Schmerz. —

Jetzt ist Alles aus, Gertrud, jetzt gibt es keine Rücksicht mehr! — Sie sollte noch länger weilen in einer Sphäre voll Schmutz und Koth, wo Lug und Trug sie umschmeicheln und umgarnen, — sie sollte sich noch festhalten lassen von einem gewissenlosen Menschen, von diesem erbärmlichen Wüstling? —

Die ganze Macht ihrer Liebe begann wieder im Herzen Gertrud's empor zu steigen, — jetzt mochte es enden wie es wollte, — in den Wasseru der Spree, — in den Fluthen der Verzweiflung: — eins war ausgemacht, jetzt gab es keine Rücksicht mehr, — gar keine! Fessellos stürmte das lange genug im Banne gehaltene Herz vorwärts, und keine Macht der Menschen hätte es aufzuhalten vermocht.

Im Saale drinnen schmetterten die Trompeten, und die Töne der Violinen jagten sich in rasendem Tanz.

Fort, Gertrud, fort von dieser Stelle! — Man lockt und lockt dich immer tiefer in's Verderben. — Du mußt nach Hause, du mußt zum Vater, alles mußt du ihm sagen — alles: — er kann ja nicht so unbarmherzig sein. —

Und dann mußt du zu ihm, — zu Johannes. — O, wie er rast, der arme, arme Mann! —

Diese Pforte dort, ganz in der rechten Ecke des Saales, — diese kleine Pforte, sie muß sich öffnen, — gewiß! sie muß sich öffnen. —

Hurtig die Treppe hinunter, daß der böse Dämon dich nicht ereile, — über den Hof, — links die kleine Thür, — ja, dort ist die kleine Thür. Gertrud kennt sie gar wohl; denn sie hat ja einst mit der kleinen Heidloff in diesem Hause, in diesem Hofe gespielt. —

Entsetzlich! Die Thür ist verschlossen, — ohnmächtig rüttelt und zert die Arme an dem Gitter. — Die Hunde bellen. — Das Herz der Fliehenden bebt vor Angst und ihr Busen wogt in stürmischer Erregung auf und ab.

Sie möchte um Hülfe rufen. Die beiden Hunde, — wenn sie nur ruhig wären.

„Damon! — Diana!“ —

Horch! — Im Korridore dort, der nach dem Hofe führt, tönen Schritte. — Und Schlüssel rasseln.

Der alte Portier hat seine Wohnung am Haupteingang; aber er hört nur gar zu gut, wenn die Hunde bellen. — Da tritt er schon aus der Thür, — o, wenn sie über das Gitter springen könnte! —

„Gnädiges Fräulein! — Wohin, wohin? — Gnädiges — erlauchte Frau Gräfin, wohin?“

Glücklicherweise ist dies ja der alte Martin, der Gertrud einst so oft die Thüre geöffnet.

„Um Gott! Sie, — wirklich Sie, erlauchte Frau Gräfin!“ ruft der Alte angsterfüllt, und leuchtet mit seiner Laterne empor.

„Ich beschwöre Sie, Martin, ich beschwöre Sie, öffnen Sie.“ Die Hunde hängen an der Kette, gnädige Frau Gräfin, sie können nicht . . .“

„Nicht die Hunde, nicht die Hunde, — ich beschwöre Sie, öffnen Sie!“

„Aber, gnädige Frau . . .“

„Öffnen Sie einer Unglücklichen, ich beschwöre Sie! — Schnell, schnell!“

Einer Unglücklichen? — Der alte Martin hat schon ganz den Kopf verloren; seine Knie schlottern, und die Hände zittern ihm. — Gertrud greift in siebernder Hast nach dem Schlüsselbund in seiner rechten Hand:

„Schnell, schnell!“

Fast ohne es zu wissen, hat der Alte den Schlüssel nach dem Schloß geführt und umgedreht.

„So, Martin, so!“ Gertrud eilt von dannen. Dort an der Ecke, da müssen Droschken stehen — die Sinne eines mächtig Erregten sind ja doppelt stark — ja, da müssen Droschken stehen.

„Um Gotteswillen, erlauchte Frau Gräfin!“ — Der Alte spricht's zitternd und eilt der Fliehenden nach, ohne zu wissen, weshalb und wohin. . . . Ja, da stehen Droschken.

„Schweigen Sie, Martin, Schweigen Sie!“ ruft Gertrud dem Alten zu in einem Tone, von dem man nicht weiß, ob er leise oder laut sein soll, — ach, in einer großen Stadt laufen auch so schnell viele neugierige Leute herbei. „Schweigen Sie, Martin!“ — *** Straße, Nummer 10!“

Und der Kutscher rüttelt sich aus seinem Schlafe auf, — der alte Paul schauert zusammen, — die Zügel werden angezogen, — ein Peitschenhieb — — „Hi, hi!“ — und fort rollt der Wagen

„Gnädige Frau Gräfin, genädige Frau Gräfin!“ ruft rathlos noch der alte Martin und schaut wie von Sinnen der dahin rollenden Droschke nach.

Was passiert sei, fragen die Leute, als sie ihm noch mit der Laterne sehen sahen, — und der alte Martin sagt, „das neugierige Paa“ brauche nicht alles zu wissen; man schimpft und er schimpft wieder, und wenn er sich nicht entschlossen hätte, kopfschüttelnd zurückzugehen, hätte es ihm noch schlecht ergehn können.

Die Droschke hielt bald vor dem Hause, in welchem einst der nach dem Tode der Frau Margentheim aufgebene kleine Schnittwaarenladen sich befand.

„Hier!“ — und der Kutscher hat ein Fünfsmarkstück in der Hand, — Gertrud wußte nicht, was sie ihm gegeben.

Verwundert blickt dieser ihr nach. Sie springt auf das Trottoir und rüttelt an der Thür. Dieselbe ist natürlich verschlossen. Da muß sie ja klingeln. Sie reißt am Klingelzug. — Niemand öffnet. — Vor Frost und Erregung zitternd, klingelt sie wieder. —

Endlich öffnete sich die Thür, — eine Thür drinnen im Hause. Schritte knarren auf der Treppe, und in seiner Pelzmütze und im Schlafrock kommt der alte Margentheim im Flur dahergeschleift. Er läßt Gertrud herein. Der Kutscher hat Alles beobachtet; nun

sieht er nichts mehr, — er lenkt daher um und der Wagen fährt langsam von dannen. . . .

Der alte Margentheim war nach dem Tode seiner Frau in die erste Etage des Hauses gezogen; der Wirth hatte sich ja längst beruhigt, da er wußte, daß Herr Margentheim der Schwiegervater des Grafen Fritz von Feldersberg war. . . .

Da stand Gertrud, welche unwillkürlich die Hand des Vaters ergriff, der, eine Kerze in der einen Hand, sie mit der anderen hinter sich herzog; sie wußte kaum, wie sie die Treppe hinaufgekommen war.

Auch der alte Margentheim wußte es wohl kaum, so ganz verwundert sah er seine Tochter an, als er das Licht auf den Tisch gestellt.

„Wie kommst Du hierher, Gertrud? — Was willst Du, Gertrud? — Woher zu dieser Stunde?“ rief er, fort und fort die Pelzmütze auf seinem Kopf hin und her rückend.

Er sah jetzt erst, daß Gertrud nur ein leichtes Ballkleid trug und ohne Kopfbedeckung war.

„Vater, sie verfolgen mich!“ schluchzte Gertrud.

„Sie — verfolgen — Dich? — Wer — verfolgt Dich, die Gräfin von Feldersberg? — Wer wagt — — —“

Weiter kam er nicht, denn er mußte sich mühen, halb noch schlaftrunken, die Wankende in seinen Armen zu halten. Er wankte mit, und die Pelzmütze fiel ihm dabei vom Kopfe: —

„Gertrud, Gertrud!“ — — —

Auf dem Sopha lag der schöne Leib, manchmal heftig zusammenzuckend, — ach, es war keine liebe, gute Mutter mehr da, die sich voll treuer Sorge und mit den müden Augen darüber beugen mochte. . . .

Der alte Margentheim sah einmal um das andere das bleiche Gesicht seiner Tochter an: — „Wer, wollte sie verfolgen? — sie hätten sie schon verfolgt? — Wer nur, wer nur?“ —

Dann ging er mit großen Schritten in der Stube auf und ab, die Stirne runzelnd, als überlege er sich irgend etwas, — vielleicht, wie jenes Papier am besten zu verwerthen sei, oder wie man aus einer gerade vorhandenen Geldverlegenheit am leichtesten herauskommen könne. — — Als die Kerze niedergebrannt war — und das dauerte nicht allzulange — begab sich der „seine Mann“ zur Ruhe. . . . (Fortsetzung folgt.)

Fingerzeige zum gesunden Leben.

Von G. B.

III. Die Fruchtstäbe.

Die Natur ist reich an Spenden und bietet sie Jedem ohne Unterschied dar. Mögen die glühenden Strahlen der Sonne in den Juli- und Augusttagen unsere Stirn sengend berühren und uns förmlich dören: der Sommer bringt uns nicht allein sengende Gluth, er bringt uns auch erquickende Früchte. Gerade diese Hitze bringt auch die schönsten Beeren und Obstsorten zur Reife, die würzigen Erdbeeren, Himbeeren, Blaubeeren, Johannisbeeren, Stachelbeeren, Maulbeeren, Moosbeeren und wie sie alle heißen in reicher Menge vom Strande der Adria bis hinauf nach den Felbern von Nowaja-Semlja, die drei Viertel des Jahres mit Eis bedeckt sind. In unserem gemäßigten Klima kommen dazu noch die größeren Früchte, die Kirschchen, Pfirsichen, Aprikosen, Birnen, Gurken, Pflaumen u. c. So bietet die Natur mannichfache Labung im Ueberfluß dar und wenn ihre Gaben heut nicht allgemein erreichbar sind, so ist nicht die Natur, sondern es sind die gesellschaftlichen Verhältnisse der Menschen daran Schuld. Besonders in großen Städten ist es der minder gut gestellten Mehrtheit oft versagt, sich an den Früchten des Sommers zu erquicken. Zunächst werden in der Nähe der großen Städte gewöhnlich nicht so große Mengen Obst gebaut, daß alle Bewohner der Stadt damit versorgt werden können, und es muß das meiste Obst von weither herbeigeschafft werden. Dies geschieht meist nur von Großhändlern, die den Preis oft in unerhörter Weise hoch halten. Dabei macht sich wieder der Uebelstand bemerklich, daß viele Obst-

arten, namentlich Beeren, eine sehr geringe Haltbarkeit besitzen, und daß, wenn dieselben in völlig reifen Zustande eingesammelt werden, sie schon theilweise verdorben sind, wenn sie auf den Markt gebracht werden. Man hat sich nun dadurch zu helfen gesucht, daß man das Obst schon vor völliger Reife einsammelt. In großen Städten bekommt man fast gar kein anderes. Man kann es so allerdings unverdorben zu Markte bringen, aber solches Obst hat bei Weitem nicht den Wohlgeschmack und die Zartheit das im reifen Zustande eingesammelten. Bei Beeren und Kirschchen ist dies Verfahren zudem deshalb nicht sehr anwendbar, weil sich dieselben gepflückt weder reif noch unreif lange frisch erhalten. Um trotzdem diese Früchte auch für den späteren Genuß verwendbar zu machen, sucht man sich so zu helfen, daß man sie mit Zucker dick einkocht, oder den ausgepressten Saft mit Zucker zu Syrup verkocht. Solcher Frucht syrup giebt in der That, wenn er mit Sorgfalt zubereitet wird, mit Wasser verdünnt, ein herrlich labendes Getränk. Bei uns wird er meist von Himbeeren hergestellt, weil dieser am beliebtesten ist. Da die Nachfrage nach Himbeeren oft sehr bedeutend ist, hat die Fabrikation desselben einen ziemlich bedeutenden Umfang angenommen, sich aber, der Tendenz der Zeit entsprechend, immer mehr und mehr dahin ausgebildet, daß man die Himbeeren dabei theilweise oder ganz durch billigere Surrogate zu ersetzen, mit andern Worten: Himbeer saft ohne Himbeeren herzustellen sucht. Die Fortschritte in der Wissenschaft sind es, welche auch bei diesem unrellen Treiben Handelslangerdienste verrichten müssen.

Als es gelang, die Säure der Weintrauben, die Weinsäure oder Weinsteinäure, in den Weinländern fabrikmäßig zu einem verhältnißmäßig billigen Preise zu gewinnen, in reinem Zustande herzustellen, als es gelang, aus Stärkemehl eine billige zuckerartige Substanz Glycon oder Stärkezucker herzustellen, als man ferner bei Darstellung der zusammengesetzten Aetherarten des Fuselalkohols (Amylalkohols) auch einen fand, der in verdünntem Zustande den Geruch frischer Himbeeren ziemlich täuschend hat, und als endlich bei Entdeckung der Theer- oder Anilinfarben die Schönheit und Billigkeit derselben die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich zog, hatte man auch die Materialien zur Herstellung eines dem echten Himbeersaft ziemlich gleich aussehenden, riechenden und schmeckenden Surrogates. Dies wurde nun auch massenhaft zusammen gebraut und, in schöne Flaschen mit niedlichen Etiquetten gefüllt, überall unbeanstandet zum Kauf ausgeboten. Auch Glycerin wurde eine Zeitlang, als es grade sehr billig war, den Fruchtsäften massenhaft zugesetzt, doch ist inzwischen der Preis desselben so sehr gestiegen, daß deshalb dieser Zusatz jetzt unterbleibt. Selbst diejenigen Fabrikanten, welche lieber reinen Saft weiter fabrizirt hätten, wurden allmählig durch die niedrigeren Preise der unreellen Konkurrenz dazu gezwungen, die Verfälschung ebenfalls vorzunehmen. Zwar fanden sorgfältige Vergleiche, daß der Genuß solcher mit Himbeeräther versetzten Kunstprodukte leicht Kopfschmerzen erzeuge, daß ferner die Kopfschmerzen des Anilin-Rothes oder Fuchsin's sich durch einen charakteristischen Schein in's Bläuliche sehr deutlich von der Farbe des ächten Himbeersaftes unterscheidet, und daß der Genuß von mit Anilin gefärbtem Saft sehr häufig schwere Erkrankungen zur Folge habe; trotzdem dauerte es, wie gesagt, geraume Zeit, ehe irgend eine Behörde sich veranlaßt fühlte, der Fabrikation solcher direkt gesundheitschädlichen Waare ihre Aufmerksamkeit zu schenken. Erst als Anilin auch zum Färben anderer Nahrungsmittel, wie Zuckerwerk, Liqueure und neuerdings Fleischwaaren (Wurst und Schinken) verwendet, und es allgemeiner bekannt wurde, daß das Anilin sehr oft viel Arsenik enthält, welches von der Darstellung des Anilins mit arseniger Säure herrührt, entschlossen sich einige Polizeibehörden, die Verwendung von arsenikhaltigen Anilinfarben zum Färben von Nahrungsmitteln zu verbieten. Daß aber auch das arsenikfreie Anilin entschieden giftige Eigenschaften besitzt, bleibt dabei freilich fast unbeachtet. In größeren Städten hat jedoch der Verkauf von mit Anilin gefärbtem Himbeersaft ziemlich aufgehört, weil diese Farbe doch zu sehr verschieden ist von der des echten Himbeersaftes, und auch weil das Anilin in demselben leicht mit Sicherheit nachgewiesen werden kann. Schüttelt man nämlich den fraglichen Saft mit dem halben Volumen offizieller Salpetersäure, so verschwindet in kurzer Zeit die Anilinfarbe. Auch durch Schütteln mit etwas Chloroform wird Anilin erkannt, indem es sich dann in dem Chloroform löst und dieses stark färbt, während Chloroform, mit reinem Himbeersaft geschüttelt farblos, bleibt. Auch die Gegenwart von Himbeeräther ist sehr leicht zu konstatiren. Dieß man etwas kochendes Wasser zu solchem Saft, so ist nach dem Erkalten alles Aroma verschwunden, während es bei echtem Saft noch vorhanden ist. Man trifft daher heut' fast nur noch in kleineren Orten solche mit Anilin gefärbte und mit Himbeer-

äther versetzte Surrogate an. Aber die Gewinnsucht macht erfinderisch. Geht es nicht mit Anilin, warum soll nicht mit einem anderen Farbstoff derselbe Zweck erreicht werden. In der That fabrizirt man heut nach wie vor große Mengen Himbeersaft ohne Himbeeren oder mit nur geringem Zusatz von echtem Himbeersaft, nur wendet man Farben an, die sich weniger leicht nachweisen lassen als Anilin. Man nimmt nämlich jetzt statt dessen Rothholzabkochung und Heidelbeersaft zusammen und, statt Himbeeräther konzentrirten Himbeerspiritus. Ich weiß wenigstens mit Bestimmtheit, daß in einer der größten Berliner Fruchtsaftfabriken einerseits große Mengen Weinsteinäure, andererseits auch beträchtliche Mengen Rothholz, Heidelbeeren und Himbeerspiritus neben einer nicht bedeutenden Menge von Himbeeren verarbeitet werden. Das so hergestellte Fabrikat ist zwar lange nicht so erfrischend und gesund als echter Himbeersaft, hat jedoch sonst große Ähnlichkeit mit echtem. Zwar kann man auch Rothholzaufguß und Heidelbeersaft sehr wohl erkennen, ersteren an dem charakteristischen rothen Niederschlag, den er mit Zinnchlorürlösung, letzteren besonders daran, daß er mit Bleizuckerlösung einen deutlich blauen Niederschlag gibt, während echter Himbeersaft mit dieser Lösung einen schmutzig grünlichen Niederschlag gibt; in der Vermischung jedoch, namentlich bei Gegenwart von etwas echtem Himbeersaft ist es für einen Sachverständigen schon schwierig, das Vorhandensein von Rothholzaufguß und Blaubeersaft zu konstatiren, und einem Laien wird es schwerlich gelingen, namentlich wenn er nicht ganz reinen Himbeersaft zum Vergleich zur Hand hat. Der Zusatz von Weinsteinäure läßt sich schon deshalb nicht kontroliren, weil die Säure des echten Himbeersaftes ebenfalls hauptsächlich Weinsteinäure ist. So ist auch hier der Nachweis der Fälschung sehr schwierig und mit Sicherheit fast unmöglich, wenn dem Kunstprodukt eine gewisse Menge echten Himbeersaftes zugesetzt ist.

In gleicher Weise wie der Himbeersaft wird auch der ebenfalls viel gebrauchte Kirschsaff durch Kunstprodukte häufig ganz oder theilweise ersetzt. Man versetzt ihn dann auch mit Heidelbeersaft und Weinsteinäurelösung und parfümirt ihn mit Bittermandelwasser.

Solchen geschickten Fälschungen gegenüber befindet sich der gerichtliche Sachverständige in derselben ohnmächtigen Lage, wie bei dem theilweisen künstlichen Färben und Verdünnen des Weines, der mäßigen Verdünnung der Milch und der mäßigen Vermischung theurer Delforten mit billigen. Gegen Verfälschungen dieser Art ist vorläufig jede gesetzliche Maßregel ohnmächtig, und wird der Konsument so lange keinen wahrhaft wirksamen Schutz finden, so lange nicht die Habsucht aufhört, die einzige Triebfeder der Industriellen zu sein. Dies wird aber nicht eher eintreten, als bis die individuelle und kapitalistische Produktionsweise durch die gemeinsame genossenschaftliche verdrängt wird. Erst dann werden die Produkte der menschlichen Arbeit frei sein von den Verschlechterungen der Habsucht und den Verfälschungen der Gewissenlosigkeit, und erst dann werden sie an Güte und Reinheit den Produkten der Natur ebenbürtig sein. So kommt ein Beweggrund zum anderen, um der heutigen Gesellschaft das Verdammungsurtheil zu sprechen und an der Herbeiführung einer neuen Geschichtsepoche der Gerechtigkeit und Menschlichkeit zu arbeiten.

Der Mensch.

VII.

(Schluß.)

Bereits hat die Chemie nachgewiesen, daß die Grundstoffe oder Elemente für die organischen Körper nicht anderer Natur sind, als diejenigen der unorganischen, und daß der Unterschied lediglich auf der chemischen Verbindung beruht. Ferner hat sie dargethan, daß die Eigenthümlichkeiten der Organismen namentlich dem Kohlenstoff zuzuschreiben seien, der bei denselben eine Hauptrolle spielt und sich zum Eingehen der mannigfaltigsten Verbindungen mit anderen Stoffen am besten eigne. Die eiweißartigen Albuminkörper (Proteinstoffe oder, vulgär ausgedrückt, Nahrungsstoffe) sind Pro-

dukte von Verbindungen, welche der Kohlenstoff mit Sauerstoff, Wasserstoff und Stickstoff, denen sich oft auch noch Schwefel und Phosphor zugesellen, eingeht. Nun, die oben erwähnten Moneren sind nichts Anderes als solche Albuminkörperchen. Und alle Eier, alle Zellen sind ebenfalls dergleichen. Jetzt, wo man über diese Dinge im Klaren ist, kann die Idee der Urzeugung keine absurde mehr genannt werden. Es handelt sich lediglich um die Frage, ob die Natur als solche keine Stoffverbindungen von der oben angedeuteten Art zu Stande zu bringen vermochte?

Viele glaubten diese Frage rundweg verneinen zu müssen,

weil — nun weil vielfache Experimente bestätigten, daß heutzutage keine Urzeugung mehr vorkommt! — Man hat es da mit einem Kampfe gegen Windmühlensflügel zu thun, indem diese Leute verneinen, was gar nicht behauptet wird. Diese Spielerei mag ihnen gestattet sein; wenn sie aber aus dem Umstande, daß jetzt keine (?) Urzeugung vorkommt, schließen wollen, daß auch vor Jahrmillionen keine solche vorgekommen sein könne, so muß ihnen gesagt werden, daß keine Fachgelehrsamkeit erforderlich ist, und daß der gewöhnlichste Laienverstand völlig ausreicht, um bei solchen Schlüssen jedwede Logik zu vermissen.

Man halte sich doch vor Augen, daß in dem Momente, wo die Temperaturverhältnisse der Erdoberfläche die Entstehung von Organismen ermöglichten, die Elemente immerhin noch in einem Zustande der Gährung sich befanden, und daß die ganze Stofffülle, welche sich im Laufe der Zeiten in organischen Körpern abgelagerte, im Schooße der Gesamtmaterie schlummerte. Es mag als unnütze Spielerei angesehen werden, wenn man sich hinsichtlich der Urzeugung und der anfänglichen Entwicklung der organischen Welt in Einzelheiten einläßt, im Ganzen genommen aber ist damit kein Grund zu einem abweisenden Verhalten gegeben, vielmehr kann es gar keinem Zweifel unterliegen, daß die zukünftige Naturwissenschaft die Urzeugung als selbstverständlich ansehen muß, weil sie andernfalls in übernatürliche Spiegelstechereien zurückfallen und aufhören müßte, Wissenschaft zu sein.

Häckel, der sich ungemein viel Mühe gab, durch hypothetische Stammbäume den Entwicklungsprozeß von der Urzeugung der einfachsten Organismen, bis zur Entstehung des Menschen recht anschaulich zu machen, ist dieserhalb häufig verspottet worden, aber wahrlich ohne Grund. Denn es ist diesem scharfsinnigen Denker nicht im Traume eingefallen, durch dieses sein Verfahren ein einseitiges System zu oktroyiren; und Jeder, der nicht mit bösem Willen oder totaler Befangenheit Häckel's „Natürliche Schöpfungsgeschichte“ studirt, wird zugestehen, daß die vielfach bekrittelten „Stammbäume“ am besten sich eignen, die Resultate der modernen Naturforschung zu einem übersichtlichen Bilde zu gestalten. Im folgenden Artikel will ich daher eingehender darauf zurückkommen und durch das Vorstehende möchte ich Mißverständnissen vorgebeugt haben.

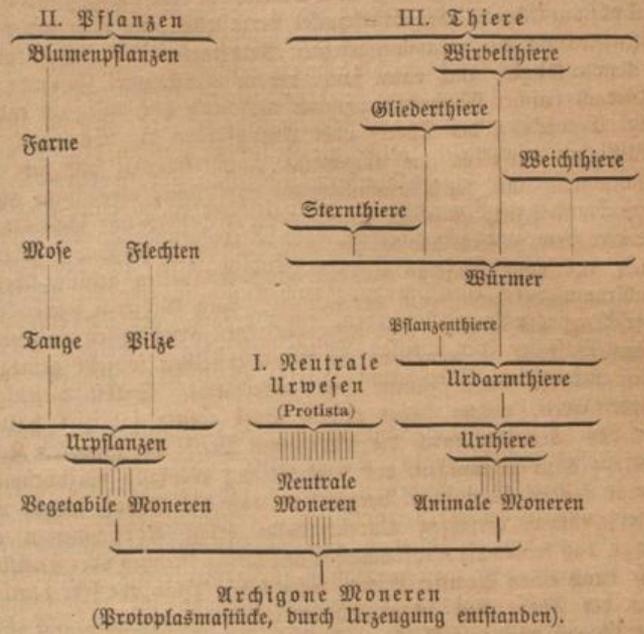
Für diesmal will ich nur noch bemerken, daß auch unter den Anhängern der Urzeugungstheorie zwei Richtungen herrschen. Die Einen nehmen an, daß verschiedene organische Urwesen entstanden, etwa für jede Pflanzen- und Thier-Klasse eine bestimmte Sorte; die Anderen hingegen halten es für wahrscheinlicher, daß zunächst nur gleichartige Organismen ins Dasein gerufen wurden, die sich sodann durch Anpassung u. s. w. in Stammpflanzen und Stammthiere und in weiterer Folge in Klassen, Gattungen ꝛc. abzweigten. Wer da Recht hat, ist offenbar kaum zu entscheiden, dürfte aber auch mehr oder weniger gleichgiltig sein. Die Hauptsache ist, daß nach der Entwicklungstheorie — und diese wird der Leser nachgerade wohl als unabweisbar erkannt haben — die Annahme der Urzeugung geradezu eine Naturnothwendigkeit genannt werden darf, auf unwesentlichere Einzelheiten kommt es dabei begreiflicher Weise nicht an.

VIII.

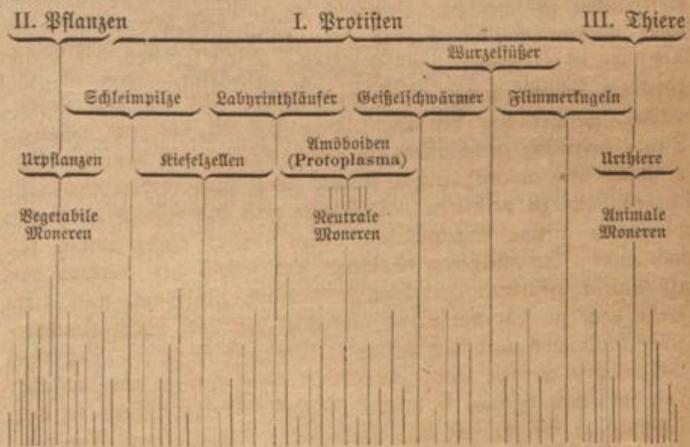
„Unsere Vorfahren können uns sehr zur Ehre gereichen, viel besser noch aber ist es, wenn wir ihnen zur Ehre gereichen.“ Cotta.

Sene Moneren, von denen im letzten Artikel die Rede war, und verschiedene ähnliche Wesen, die man insgesamt Protisten oder neutrale Urwesen nennt, werden nun schon Jahrzehnte lang zwischen der Botanik und Zoologie hin- und hergezerrt, weil noch immer nicht festgestellt ist, ob sie dem Thier- oder dem Pflanzenreiche zugezählt werden müssen. Aus diesem Grunde kann man denselben nur zwei mögliche Stellungen anweisen: entweder sind sie die letzten Repräsentanten jener Organismen, von welchen Thiere und Pflanzen gemeinsam abstammen, oder sie bilden ein selbstständiges Zwischenreich; der erstere Fall dürfte wohl der richtigere sein. Häckel, obgleich er geneigt ist, der konsequentesten

Entwicklungs-Einheitlichkeit das Wort zu reden, läßt die Wahl zwischen folgenden Stammbäumen.



Das ist der einstämmige oder monophyletische Stammbaum der Organismen, der nachstehende ist der vielstämmige oder polyphyletische.



(Die Striche ohne Bezeichnung bedeuten ausgestorbene, durch Urzeugung entstandene Protisten.)

Wie man sieht, hat die Annahme des einen oder des anderen (hypothetischen) Stammbaums nichts weiter auf sich, da in beiden Fällen die Urpflanze und das Urtier als Ausgangspunkte der Klassen und Arten erscheinen. Wie sich nun aus der Urpflanze die verschiedenen Klassen, Gruppen u. s. w. abzweigen haben, das brauche ich wohl im Hinblick auf den Zweck dieser Abhandlung nicht zu erörtern, es versteht sich übrigens auch ganz von selbst, daß in dieser Beziehung der Entwicklungsgang ähnlich gewesen sein muß, wie im Thierreiche.

Als Urtiere muß man nothgedungen strukturlose Moneren annehmen, die durch Urzeugung entstanden waren. Die erste Stufe der Entwicklung erstiegen die Moneren dadurch, daß sie sich in Eizellen mit Kernkörpern, Amöben, verwandelten; und diese Annahme wird nicht unwesentlich durch den Umstand bekräftigt, daß bei vielen Thieren noch heute das Ei nach der Befruchtung den Kern verliert und somit die Gestalt eines Moneren annimmt, später aber eine abermalige Kernbildung aufweist. Wollen wir nun wissen, wie aus einzelligen Urtieren komplizirtere Wesen entstanden, so thun wir am besten, wenn wir an der Hand der embryonalen Vorgänge, die, wie ich schon früher hervorhob, nicht anders zu erklären sind, denn als Rückschlagserscheinungen, als rasche Durchgänge durch die verschiedenen Stadien der voralterlichen Daseinsformen, Schlüsse ziehen. Wie sich die Eizelle durch Theilung

und Wiedertheilung allmählich in einen Zellenhaufen verwandelt, so wird sich auch die einzellige Amöbe nach und nach in eine vielzellige von brombeerartiger Form verwandelt haben, in ein Synamöbium, wie sie Häckel benennt. Hieraus läßt dieser Gelehrte den Flimmerschwärmer entstanden sein und zwar indem er — immer dem embryologischen Entwicklungsgange folgend — annimmt, daß sich im Innern des Zellenhaufens Flüssigkeit ansammelte, welche die Zellen nach außen drängte und so dem Thierchen eine blasenförmige Gestalt gab, wodurch es in den Stand gesetzt wurde, von einer kriechenden zu einer schwimmenden Bewegung überzugehen, vom Meeresgrunde an die Oberfläche des Gewässers zu steigen. Endlich wird sich der innere Hohlraum durch eine Mündung nach Außen in eine Art Magen oder Darm verwandelt haben, ein Vorgang, der sich ebenfalls beim Entstehen der meisten Thiere beständig wiederholt. Das also entstandene Thier nennt Häckel *Gastrula* (Magen- oder Darm-Larve).

Von der *Gastrula* läßt nun unser Gewährsmann zunächst zwei Aeste sich abzwängen. Einige dieser Thiere, meint er, werden die freie Bewegung wieder aufgegeben, sich am Meeresboden festgesetzt und so zu Pflanzenthieren entwickelt haben, während die übrigen munter blieben und zu Würmern heranwuchsen. Die Würmer hält man gewöhnlich für ganz niedrige Thiere, aber dieselben sind gerade höchst merkwürdig und für den Forscher von bedeutendem Interesse, weil sie neben mancherlei eigenthümlichen Gattungen verschiedene Uebergangsformen zu den höheren Thierstämmen aufweisen. „Sowohl die vergleichende Anatomie als die Ontogenie dieser Würmer“, sagt Häckel, „läßt uns in ihnen die nächsten Blutsverwandten derjenigen ausgestorbenen Thierformen erkennen, welche die ursprünglichen Stammformen der vier höheren Thierstämme waren. Diese letzteren, die Weichthiere, Sternthiere, Gliederthiere und Wirbelthiere, stehen mithin unter einander in keiner näheren Blutsverwandtschaft, sondern sind an vier verschiedenen Stellen aus dem Stamme der Würmer entsprungen.“

Wir haben gesehen, daß die *Gastrula* schon aus zwei Zellschichten besteht, einer inneren und einer äußeren; dies ist auch bei allen Thieren von der *Gastrula* aufwärts ursprünglich der Fall. Vom Schwamm bis zum Menschen lassen sich alle Gewebe und Organe auf zwei Zellschichten zurückführen, die *Exoderma* und *Entoderma* (Haut- und Darmblatt). Die äußere Zellschicht (*Exoderma*) bildet die Basis für die Haut, das Muskel- und Nervensystem, Skelett u. s. w. Die innere dagegen (*Entoderma*) produziert die Gedärme, das Gefäßsystem &c. Was nun den einen Zweig der *Gastrula*, den feststehenden oder Pflanzenthier-Stamm anlangt, so wollen wir dessen Verästelung nicht weiter verfolgen, hingegen soll den Würmern nachgespürt werden.

Die Urwürmer waren immer noch äußerst unvollkommene Thiere ohne eigentliche Leibeshöhle, d. h. ohne innere Organe, ohne Blutsystem. Dieselben sind längst ausgestorben, jedoch dürften ihnen die Plattwürmer, Strudelwürmer und die durch parasitische Lebensweise daraus entstandenen Saugwürmer unter den Wurmart der Gegenwart am ähnlichsten sein. Von diesen armseligen Urwürmern zweigte sich im Laufe der Zeit die Wurmfamilie mit Blut und Leibeshöhle ab, die sich wiederum in verschiedene Klassen theilt, von denen die der Mantelthiere am merkwürdigsten ist, weil selbst bei den noch jetzt lebenden Arten — und die Uebergangsformen gehen ja im Kampfe ums Dasein am leichtesten unter — verschiedene Merkmale vorhanden sind, welche eine Verwandtschaft mit den Wirbelthieren unverkennbar aufzeigen. So hat z. B. Kowalewski nachgewiesen, daß die Seescheiden in ihrer individuellen Entwicklung derjenigen des niedrigsten von den jetzt lebenden Wirbelthieren, des Lanzettthierchens, namentlich durch die Anlage des Rückenmarks und des darunter gelegenen Rückenstrangs — die charakteristischen Wirbelthiermerkmale — bedeutend ähnlich sind.

Es fragt sich nun, welche der vier höheren Thierklassen sich vom Würmerstamme zuerst abgezweigt hat? Denn von einem Hervorgehen der Einen aus der Anderen kann hier keine Rede sein, weil die Grundcharaktere total verschiedene sind; sobald sich

einmal ein Wurm zum Wirbelthier umgebildet hatte, konnte kein Weichthier mehr daraus werden, so wenig, als auch einem solchen ein Gliederthier hervorgehen konnte. Anders steht es mit einer gemeinsamen Wurzel; diese darf aus den oben gekennzeichneten Gründen unter den Würmern gesucht werden, die übrigens ohne Zweifel vor dem Entstehen anderer Thiere, sozusagen in ihrer Glanzperiode, im Verhältniß zu den heutigen Würmern eine ungleich großartigere Rolle gespielt haben werden; können doch diese letzteren nur als jene Ueberreste aufgefaßt werden, welche der Vernichtung im Daseinskampfe vielleicht gerade wegen ihrer geringfügigen Körperlichkeit, entrannen. Alle Anzeichen sprechen dafür, daß die ältesten Sprossen der Würmer die Weichthiere waren.

Fast alle Weichthiere stecken in einer Kalkschale und eignen sich daher vortrefflich zur sogenannten Versteinung, weshalb auch ihre Geschichte ganz deutlich aufgezeichnet, d. h. in die Erdruste eingegraben werden konnte. Nun finden sich auch in der That selbst bis in den Schichten der Primordialzeit (am tiefsten gelegenes, ältestes Schichtensystem) fossile Weichthierreste, während von anderen Thieren (die Würmer und sonstigen niedrigeren Thierfamilien konnten, wie schon gesagt, ihrer weichen Körperbeschaffenheit halber keine Abdrücke hinterlassen) dortselbst keine Spuren sichtbar sind. Ist dies ein Anzeichen, aus welchem die Erstgeburten der Weichthiere für die Würmer gefolgert werden kann, so sieht demselben noch ein anderes nicht minder gewichtiges zur Seite. Man unterscheidet innerhalb der eigentlichen Weichthierklasse: Tuscheln, Muscheln, Schnecken und Kraken, wovon je zwei eine Gruppe mit bestimmten Unterscheidungsmerkmalen bilden. Die Tuscheln und Muscheln haben weder Köpfe noch Zähne und sind mit zweiflappigen Schalen ausgestattet, weshalb sie auch Kopflose, Zahnlose oder auch Zweiflappige genannt werden. Die Kraken und Schnecken hingegen besitzen Köpfe und Zähne, stecken aber nicht zwischen zwei Schalen, sondern in einer gewundenen Röhre, dem „Schneckenhaus“; sie werden Kopf- oder Zahn-Träger genannt. Die erstere Gruppe, also die unvollkommenere, ist die ältere, denn ihre Schalen findet man noch in größerer Tiefe als die „Schneckenhäuser“ der zweiten Gruppe. Zudem ist der Körper aller Weichthiere nur ein einfacher ungegliederter Sack, der in seiner Höhlung die Eingeweide birgt, und das Nervensystem besteht aus mehreren Knotenpaaren, die nur locker miteinander verbunden sind, so daß schon damit das Vorrecht der nächsten Verwandtschaft mit den Würmern für die Weichthiere gegeben ist.

Die Sternthiere denkt sich Häckel dadurch entstanden, daß mehrere Würmer als eine Art Rattenkönig mit einander verwachsen, auf ihre Nachkommen dieses Verhältniß übertragen und nun einen eigenartigen Entwicklungsgang durchgemacht haben. In dieser seiner Hypothese wird er durch den Umstand bestärkt, daß bei gewissen Wurmart in der That sehr häufig solche Verschlingungen und dem entsprechende Anpassungen der Lebensverhältnisse vorkommen.

Als dritte Abzweigung von den Würmern sind die Gliederthiere zu erachten und zwar dürften dieselben der Familie der Ringelwürmer entsprossen sein, weil bei diesen schon ein centrales Nervensystem, das sogenannte Bauchmark, angetroffen wird, ganz ähnlich wie bei den Gliederthieren. Zunächst wird wohl die Klasse der Krebse oder Krustenthiere sich entwickelt haben, denn sie athmen durch Kiemen, während die drei anderen Klassen der Gliederthiere, die Insekten, Spinnen und Tausendfüßler, durch Tracheen (eigenthümlich konstruirte Luftröhrensysteme) athmen. Viel später als die Krebse werden die Ringelwürmer den anderen Gliederthieren einen Stammvater zugetheilt haben, weil alle diese Thiere ursprünglich Landbewohner waren — die Wasserkäfer haben sich jedenfalls erst in späterer Zeit ihre jetzige Lebensweise angewöhnt — und dennoch nicht eher zu existiren vermochten, als bis nach Verlauf ungeheurer Zeiträume das Festland zusammengekommen war. Immerhin aber müssen sie als die ältesten Landthiere betrachtet werden, indem man fossile Reste von Spinnen und Insekten sogar in den Steinkohlenschichten vorfindet. Wie sich die ungemein große Mannichfaltigkeit hinsichtlich der Körperform bei den Gliederthieren, insbesondere bei den Insekten, im

Laufe von Jahrmillionen bildete, kann man bei Darwin nachlesen; ich muß mich damit begnügen, an die Gesetze des Kampfes ums Dasein, an die Folgen der geschlechtlichen Zuchtwahl, an das Anpassungs- und Vererbungs-Vermögen u. s. w. zu erinnern und darauf aufmerksam zu machen, daß bei den Gliedthieren ihrem ganzen Wesen, namentlich ihrer Kleinheit halber, die Entwicklung viel verzweigter sein konnte, als bei den höheren Thierklassen.

Als letzte und weitaus wichtigste Abzweigung vom Warmgeschlecht haben die Wirbelthiere zu gelten. Gewöhnlich theilt man dieselben in vier Klassen ein, in Säugethiere, Vögel, Amphibien und Fische; manche Naturforscher stellen jedoch 5 und noch andere sogar 8 Klassen auf, indem sie aus den Amphibien 2 Klassen machen — Amphibien und Reptile — und die Fische in 4 Klassen zerlegen, in Schädellose, Unpaarnasen, Fische und Lurdfische. Behufs Erläuterung der Entwicklungsgeschichte des Wirbelthierstammes ist auch die letztere Eintheilung fast unerlässlich oder ergibt sich vielmehr ganz von selbst. In es muß nach den neuesten vergleichenden anatomischen Untersuchungen zwischen den Lurdfischen und den Amphibien (im engeren Sinne) sogar eine neunte Klasse, die der jetzt völlig ausgestorbenen Seedrahen (Halisauria), eingeschoben werden. Häckel bringt übrigens diese neun Klassen unter in zwei verschiedenen Gruppen, den Schädellosen und den Schädelthieren.

Von den Thieren der ersteren Gruppe existirt gegenwärtig nur noch ein einziger Repräsentant, das Lanzettfischchen oder Lanzettthierchen. Dieses kleine — etwa zwei Zoll lange —, auf seinen beiden Enden zugespitzte Thier wurde längere Zeit zu den Schnecken gerechnet, weil es weder Kopf noch Beine besitzt und äußerlich lediglich durch Mundöffnung unterscheiden läßt, was vorn und hinten ist. Bei genauerer Untersuchung stellte es sich aber heraus, daß es einen Rückenstrang und Rückenmark besitzt, also die wesentlichsten Merkmale der Wirbelthiere aufweist. Mit dieser wichtigen Entdeckung war der Ausgangspunkt des Wirbelthierstammes gefunden! Dazu kam noch die Wahrnehmung der Embryologen, daß bei allen Wirbelthieren, mit Einschluß des Menschen, die Entwicklung aus dem Ei hinsichtlich der Wirbelsäule zunächst genau in jener Form vor sich geht, wie sie das Lanzettthierchen — jedenfalls in Folge des Stehenbleibens auf solch' niedriger Stufe — zur Welt bringt.

Wie sich nun beim Embryo der höheren Wirbelthiere allmählich durch Aufreibung des vorderen Endes des Rückenmarks das Gehirn und aus einer dementsprechenden Erweiterung des Rückenstranges der Schädel entwickelt, so müssen sich einstens aus den Schädellosen Schädelthiere entwickelt haben. Die Schädellosen nennt man auch Rohrherzen, weil bei ihnen die Circulation des Blutes nur durch Zusammenziehung der röhrenförmigen Blutgefäße bewerkstelligt wird. Später muß sich aber, wie aus dem Rückenstrang der Schädel, aus den Blutröhren ein beutelförmiges Herz gebildet haben; aus den Röhrenherzen wurden Beutel- oder Central-Herzen.

Als nächste Stufe thierischer Fortbildung, von den Schädellosen aufwärts gerechnet, sind die Unpaarnasen oder Mundmäuler zu betrachten. Dieselben erhielten ihren ersteren Namen nach ihrem ungespaltenen Nasenrohr, durch welches sie sich von allen über ihnen stehenden Wirbelthieren unterscheiden, indem diese sammt und sonders getheilte Nasenröhren besitzen. Der Ausdruck „Mundmäuler“ ist eigentlich nur für einige Arten zutreffend, welche ein kreisrundes Saugmaul besitzen. Wesentlich dagegen ist der Umstand, daß den Unpaarnasen die Kieferbildung, die Milz, die Gliedmaßen (Flossen) und andere Theile fehlen, welche bei den eigentlichen Fischen vorhanden sind. Alle diese Thatsachen lassen keinen Zweifel zu, daß die Unpaarnasen den Uebergang von den Schädellosen zu den Fischen vermitteln.

Was nun die eigentlichen Fische anlangt, so befinden sich natürlich höher und niedriger entwickelte Gattungen darunter, so daß sie wiederum einen allmählichen Uebergang zwischen den Unpaarnasen und den Lurdfischen darstellen. Sie besitzen eine Ausfüllung des Schlundes „Fischblase“ genannt, an deren Statt

bei den höheren Thieren die daraus entwickelten Lungen treten. Diesem Verhältnisse angemessen athmen die Fische lediglich durch Kiemen, leben im Wasser, und die Extremitäten (Beine) treten in Gestalt von Flossen auf.

Einen weiteren Schritt auf der Bahn der Entwicklung stellen die Lurdfische dar, die man auch Molchfische nennt. Diese jetzt nur noch in wenigen Arten vorkommenden Thiere gleichen äußerlich den aalförmigen Fischen, vermögen aber sowohl durch Kiemen als durch Lungen zu athmen, je nachdem die trockene oder die feuchte Jahreszeit das Eine oder das Andere vortheilhafter erscheinen läßt. Vermuthlich entwickelten sie sich aus einer der älteren Fischarten an seichten Fluß- oder Meeresufern, die bald trocken gelegt, bald unter Wasser gesetzt wurden. Ohne Zweifel sind sie die Voreltern der Amphibien, in erster Linie aber die der Seedrahen.

Von diesen existirt jetzt keine einzige Art mehr, aber zahlreiche Versteinerungen gewähren uns ein Bild davon. Diese Thiere waren zum Theil wahre Ungeheuer, welche eine Länge von 30 bis 40 Fuß erreichten und grauenerregende Gestalten aufwiesen; trotzdem ist dieser Zweig ausgestorben. Dagegen war eine andere Abzweigung von den Lurden, die der Amphibien, äußerst entwickelungsfähig, denn hieraus sind die Reptile, Vögel und Säugethiere hervorgegangen. Die ältesten Amphibien waren die Panzer-Lurche, Thiere, deren Körperform dem äußeren Wesen nach den Krokodilen, hinsichtlich der inneren Beschaffenheit aber den Salamandern und Fröschen gleich. Außerdem kennt man als zweite Unterklasse die Nacktlurche, welche in die drei Ordnungen der Kiemen-, Schwanz- und Frosch-Lurche zerfallen.

Mit dem Uebergange von den Amphibien zu den Reptilien tritt eine wesentlich neue Erscheinung ein, die sich bei allen nun folgenden Wirbelthierklassen zeigt. Es bildet sich nämlich bei allen diesen Thieren zum Unterschiede von den bisher erwähnten, bei denen dies nicht der Fall ist, während der embryonalen Entwicklung rings um den Embryo eine von seinem Nabel auswachsende Hülle, das Amnion oder die Fruchthaut, die mit Fruchtwasser angefüllt ist und den Embryo blasenförmig einschließt. Daher nennt man diese Wirbelthiere auch insgesammt Amnionthiere, die übrigen aber Amnionlose! Dieser große Sprung in der fortschreitenden Entwicklung des Thierreichs hat erst spät stattgefunden und zwar ungefähr zur nämlichen Zeit, wo auch die Pflanzen einen gewaltigen Schritt nach vorwärts thaten, wo die Nadelwälder auf die Farnwälder folgten, in der Trias-Periode, welche von den Naturforschern — den Untersuchungen der Erdschichten gemäß — nach Verlauf von etwa vier Fünfttheilen jenes ungeheuren millionenjährigen Zeitraums angesetzt wird, während dessen unsere Erde bereits mit Organismen belebt ist.

Unter diesen günstigen Auspizien betraten zunächst die Reptilien oder Schleicher den Schauplatz. Gegenwärtig existiren von diesen Abkömmlingen der Amphibien nur noch vier Ordnungen, die Eidechsen, Schlangen, Krokodile und Schildkröten; dagegen beweisen ihre zahllosen Ueberreste im versteinerten Zustande, daß sie einstmals äußerst mannichfaltig vorhanden waren und die erste Rolle in der Thierwelt spielten. Die Schleicher müssen eidechsenartig gestaltet gewesen sein, weil sich diese Form derjenigen der Lurche am meisten nähert. Die Schlangen lassen sich von irgend einer Eidechsenordnung ableiten, bei welcher, eigenthümlicher Lebensverhältnisse halber, die Gliedmaßen nach und nach verkümmert sein mögen. Die Krokodile und Schildkröten aber können nebst vielen anderen, jetzt ausgestorbenen Reptilien nur direkt von den Ur- oder Stammreptilien hergeleitet werden. Am merkwürdigsten unter den nunmehr verschollenen Ordnungen ist die der Flug-Reptilien, welche von der Größe eines Sperlings bis zu der unserer größten Adler vorkamen; sie besaßen ähnliche Flughäute, wie die Fledermäuse und bildeten offenbar die Vorläufer der Vögel. Die größten Reptilien, welche es je auf Erden gegeben hat (falls nicht die Seeschlange doch auch gefunden werden sollte), waren die Drachen oder Lindwürmer (aus denen die Phantasie, nachdem sie längst ausgestorben waren, die bekannten Fabelthiere gemacht hat), die 40 bis 60 Fuß lang und größtentheils arge Raubthiere waren. Nests

davon findet man erst in den unteren Kreideschichten, ein Beweis, daß sie aus weniger ungeheuerlichen aber älteren Schleimern hervorgegangen sein müssen. Endlich sind die ebenfalls ausgestorbenen Schnabelreptilien hervorzuheben. Die Kiefer derselben waren zu einem Schnabel umgebildet; auch wies ihr Körper sonstige Annäherungen an die Vogelgestalt auf.

Die Vögel sind auf den ersten Blick von den Reptilien zwar himmelweit verschieden, aber die Naturwissenschaft beweist, daß gleichwohl eine ziemlich nahe Verwandtschaft besteht. Im embryonalen Zustande behalten die Vögel bis zu einem sehr späten

Stadium der Entwicklung Aehnlichkeit mit den Reptilien, was gewiß als ein bedeutsamer Fingerzeig angesehen werden kann. Außerdem hat man versteinernte Vögel aufgefunden, die eidechsenartige Schwänze hatten u. s. w.

Mit der höchsten Thierklasse, den Säugethieren, verhält es sich natürlich nicht anders, als mit den Vorfahren derselben: die ältesten sind die unvollkommensten und die jüngsten die am meisten vervollkommensten, wie man auf den Blättern des großen Buches der Erdschichten nachlesen kann.

(Schluß folgt.)

Im Dorfe.

Richtig, da die alte Scheuer
Steht noch auf derselben Stelle,
Vor der Thüre flammt das Feuer,
Flackert auf, wie einst, so helle.

Und wie einst, so heute lagern
Kunstplebejer, Vagabunden,
Blasse Weiber bei den magern
Kindern und den alten Hunden.

Jubelnd grüßt das längst vergess'ne,
Jugendmahnde Gelichter,
Ich erkenne, Schminkerverfressne,
Rede, thörichte Gesichter.

Wüß-poetisch, Frierend, hungernd
Finde ich die Altbekannten
Kermer noch, noch träger hungernd,
Rechte Handwerks-Komödianten.

Hinter einem Baune werden
Sie einst jämmerlich verenden;
Denn es gibt für sie auf Erden
Schon zu viele Konkurrenten.

Habt als Stümper angefangen
Und seid Stümper auch geblieben;
Kirch' und Parlament seit langem
Jenes Handwerk besser trieben.

Vda Christen.

Robert Blum (siehe Seite 492), geboren am 10. November (mit Luther und Schiller am gleichen Tage) 1807. Ursprünglich Gärtler, fand er, was heute wohl seltener zu passiren pflegt, einen Prinzipal, der ihn zu weiterer Selbstansbildung anregte. Bald eröffnete sich ihm ein anderer Thätigkeitskreis auf dem Gebiete des Theaterwesens, in welchem er sowohl unmittelbar praktisch, mit einem Drama, als auch theoretisch, mit seinem Theaterlexikon als Schriftsteller auftrat. Wichtiger aber ist er dem Volke geworden durch seine politische Thätigkeit als Publizist und Agitator, durch welche er im Jahre 1848 bald in den Mittelpunkt der Demokratie Sachsens trat. Sein schlagfertiges Wort und sein kräftiges Organ machten ihn als Vicepräsident im Vorparlament zu Frankfurt bald in den weitesten Kreisen bemerkbar. Von da ging er beim Ausbruch des Aufstandes in Wien dorthin, um eine Beisatzadresse zu übermitteln. Als Führer einer sogenannten Elitentruppe wurde er, obgleich er sich das Versprechen hatte geben lassen, nicht mit der Waffe thätig eingreifen zu müssen, und trotzdem er sich, um dem Zwange dazu zu entgehen, zurückgezogen hatte, in seinem Gasthose am 4. November verhaftet und, als Reichstagsabgeordneter, von einem Kriegsgerichte zum Tode durch den Strang verurtheilt. Nach der Umwandlung der Strafvollziehung in Erschießung, fiel er am 9. November 1848 als Opfer der Reaktion in der Brigittenau. Blum war ein Mann von ehrlichem, festem Charakter, und es wäre wohl, seitdem die sogenannten Liberalen ihn zu ihrem Heroen machen, an der Zeit, den klaffenden Abgrund, der zwischen diesen und Blum gähnt, einer eingehenden Darstellung zu unterziehen. wt.

* * *

Der Christbaum der Vögel in Norwegen. (Seite 493.) Ein eisig kalter Wintertag ist angebrochen. Feld und Flur, Bach und Wald ist von Schnee bedeckt, hohl und schaurig segt der Nordost daher, so daß selbst die ehrwürdigsten Bäume sich knackend und knarrend vor ihm beugen und das mit Schnee und Reif bedeckte Haupt schütteln. Alles scheint in der Natur erstorben zu sein. Das muntere Völkchen der Insekten liegt in Erstarrung im warmen Moos unter der schützenden Schneedecke; Fledermäuse und Igel halten ihren Winterschlaf; die meisten der frohlichen Säger aus Busch und Hain haben sich in weiter Ferne

in den Fluthen des Nils und finden in dieser neuen Heimath Nahrung in Hülle und Fülle. Nur einige scheint die Natur tiefmütterlich behandelt zu haben, nämlich die Vögel, die auch im strengsten Winter an die heimathliche Scholle gefesselt sind. Hülflos und bittend nahen sie sich jetzt den menschlichen Wohnungen und rufen unser Mitleid an. Haubentlerchen, Goldammern, Grünsinken, Hänflinge und viele andere mahnen uns durch ihr rührendes Zwischern an unsere Pflicht, ihrer im harten Winter nicht zu vergessen. Wie dankbar bezeigen sie sich auch dafür im Frühling und Sommer, wenn wir ihnen täglich an einem geschützten Orte ein wenig Nahrung zukommen lassen. Mit wenigen Kosten können wir uns durch Anlegung eines Vogelfutterplatzes eine Fülle der schönsten Freuden zugänglich machen. Schon das muntere Treiben der Vogelschaar auf der Futterstelle wird jeden Naturfreund erfreuen, aber auch das Bewußtsein, ein gutes Werk gethan zu haben, ist etwas werth. — Leider findet man bei uns, trotz dem von Jahr zu Jahr sich überall der Mahnruf dazu wiederholt, nur wenige Futterplätze für unsere Vögel eingerichtet, so daß bei strenger Kälte viele der Minnesänger des Frühlings ihren Tod finden. Da hat es mich mit wahrhafter Freude erfüllt, unsere Leser durch die schöne Illustration (nach dem Gemälde von Siegwald Dahl) mit einer nachahmenswerthen Sitte des norwegischen Bauerndemannes bekannt machen zu dürfen. Dort nämlich findet man am Jul- oder Weihnachtsfeste überall auf den kleinen Borrathshäuschen eine Getreidegarbe aufgerichtet, die den Vögeln zugebacht ist, damit auch sie sich der Geburt des Predigers der Liebe erfreuen können. — Du aber, lieber Leser, der du dich an dem hübschen Bilde erfreust, gehe hin und thue desgleichen. S. St.

Sprüche aus dem Munde der Völker.

Gesammelt von F. J.

(Englisch.)

Liberty is better than gold.
Gold und Silber — Freiheit geht
Licht'gem Mann darüber;
Aug' und Leben — Freiheit ist
Licht'gem Manne lieber.

The longest day has his end.
Ob etwas früh, ob etwas spät,
Ein jeder Tag zu Ende geht.

Cloudy mornings turn to clear evenings.
Wolken um die Stirne habend,
Bringt der Morgen hellen Abend.

He runs far that never turns again.
Zu große Ferne kommt vor seinem End',
Wer ohne einmal umzukehren rennt.

Prove thy friend, ere thou have need.
Auf Probe sei der Freund gesetzt,
Noch eh' die Noth uns dazu hezt.

There is no fool to the old fool.
Von zweien Narren schlimmer
Ist der bejahrte immer.

Berichtigung. Man schreibt uns: Glauchau, 1. Dezbr. 1876. Christian Ludwig Brehm lebte nicht seit 1813 in Rentendorf bei Gotha, sondern in Rentendorf bei Reustadt an der Orla, aber geboren ist derselbe bei Gotha, wie ganz richtig das Brockhaus'sche Lexikon und die „Gartenlaube“ vor einigen Jahren brachte. Achtungsvoll F. Regler.